

7. HANS IM GLÜCK

Die Spieltheorie von Roger Caillois hat sich der Frage gewidmet, was eigentlich die Absicht des Kinderspiels ist. Sein Fazit lautet, dass es kaum einen Unterschied zwischen dem Spiel der Erwachsenen und dem der Kinder gibt. Allerdings verschiebt sich mit zunehmendem Alter der Bezugsort vom Körper auf die Sinne. Das Spiel, so Caillois, schafft kein Werk, es ist Selbstzweck und unfruchtbar. Es bildet ab, was schon da ist, und ersetzt, was mit der Zeit fehlt oder seinen Ort verloren hat. Das Ich wird bar jeder Ökonomie in wechselnden Rollen erprobt. Dass Rollenwechsel auch Tauschform bedeutet und einer Ökonomie des Subjektiven gehorcht, ist bei Caillois nicht auszumachen: „Die Summe der Gewinne entspricht bestenfalls der Summe der Verluste.“⁶⁹ Ist das so richtig? Was ist mit den Wiederholungs- und Trainingseffekten, die von Fechner bis Helmholtz beobachtbar werden? Kosten sie nur Zeit – und tröstet dieser Verlust nicht über die Wartezeit zum Erwachsenwerden hinweg? Gleichzeitig gilt es doch, die knappe Ressource Zeit aufzuhalten, in sich zirkulieren zu lassen. So verstanden, ist das Spiel ein Mittel, die stabilisierende Destabilisierung meines Hier und Jetzt zu erproben und die Wunschvorstellung in unmittelbare Wirklichkeit – wenn auch kulissenhaft oder als privative Umdeutung der Wirklichkeit – ohne größeren Kraftaufwand umschlagen zu lassen. Es genügt der Spielidee, wenn ein umgedrehter Stuhl zum Auto oder eine Trittleiter zum Flugzeug wird. Die Vorstellung bleibt auf halbem Wege zur Wirklichkeit stecken: nicht mehr symbolisch und noch nicht wirklich, sondern als *Spur*, die noch nicht zum Zeichen geronnen ist. Das Karussell ist ein Vorspiel, ein Protomedium.

Vom Vorspiel zum Besitz heißt es, den Blick auf ein visionäres Märchen zu werfen: HANS IM GLÜCK. Schritt für Schritt gilt es, in den Kreislauf des Tauschs einzutreten. Das Märchen ist bekannt. Die Gebrüder Grimm haben es popularisiert:

Hans erhält für sieben Jahre Arbeit einen Klumpen Gold, macht sich auf den Heimweg und tauscht – nicht sehr geschickt – das Gold gegen ein Pferd, eine Kuh, ein Schwein, eine Gans, einen Schleifstein ein, bis er dann, realitätsfremd in Sachen Äquivalenz, glücklich und ohne Last bei seiner Mutter ankommt. Wie gewonnen, so zerronnen, könnte das Motto lauten. Der Tausch als Spielform genügt.

⁶⁹ Caillois: *Die Spiele und die Menschen*, S. 25.

Wer lässt sich nur so dämlich beschwindeln, fragen wir. Und doch sehen wir Hans im Glück? Ist die Häme angebracht?

Die Entgeltung der siebenjährigen Arbeit des kleinen Hans in einen Klumpen aus Gold befriedigt zwar die Sinne, aber die Abgeltung motorischer Arbeit durch sinnlichen Genuss (die Sensation des Goldes) soll auch reversibel sein. Erst der Rücktausch führt zur raumgreifenden Befreiung, von einem der auszog, das Glück zu suchen und über den Umweg die Verräumlichung der Szene, den Kreislauf entdeckt und der trüben Beharrung gediegenen Goldes entgeht. Auch dieses Märchen ist als funktionale Erzählform sein eigener Metatext.

Hans im Glück findet seine namengegebende Bestimmung nicht in einer Zirkulation, die ohne Rest aufgeht, sondern in der Wanderung zur Mutter. Hier steht die *lineare* Bewegung gegen die *zirkulare* des Tauschs. Aber die Zirkularität ist versiegend, nicht kreditierend. Die Restlosigkeit der Verausgabung des Kapitals lässt uns unbefriedigt zurück und Hans als Dummkopf erscheinen. Es geht nicht um Hans im Glück, sondern um die Enttäuschung oder Häme des Lesers; vielleicht muss man Märchen deswegen auch erzählen und sie als erzählte hören, um ihre inverse Funktionalität wider ihre literarische Verschriftung zu erfassen. Ist die Moral von der Geschichte der eigentliche Gewinn? Oder ist alle Erzählung bloß Schall und Rauch? Was verändern Worte? Der Tausch der Enttäuschung ist geheimnisvoll, die Erwartung eines *Happy End* nicht befriedigt. Gold – chemisch nicht angreifbar, höchster Wert – gegen Glück: nicht erzwingbar und auch nicht käuflich. Dieses Verhältnis begegnete uns schon bei der Geschichte vom Hasen und dem Igel: Die Münze, ein *Luis d'or*, und eine Flasche Branntwein. Geld und Rausch, Gold und Glück. Die Erwartung, die den Leser klüger wähnt als Hans, wird nicht befriedigt. Es wird im Gold eine bestimmte Erwartung erzeugt (das Glücksversprechen), die sich dann nicht einlöst, jedenfalls nicht im gesellschaftlichen Zusammenhang mit dem profitablen Tausch, dem Prestige des Besitzes, wohl aber in den Fertigkeiten, die Hans erwerben mochte. Der Mehrwert schlägt in diesem Fall auf unser Konto, nicht auf das von Hans: Es ist das Opfergedenken der Verausgabung. Denn wenn ein Fest mit Glück und Rausch gefeiert wird, muss sich der Wohlstand in Wohlgefallen auflösen. Es sei denn, man versteht auch mit diesen Ressourcen anders zu haushalten als Könige, die oft genug bis zum Bankrott feiern. Medien als Medien aber geben auch im Märchen mehr, als sie haben, für den, der sich auf die Spur dessen macht, was unterschwellig arbeitet. Denkt man sich dieses Verhältnis von zeichenhaft kreditierendem Versprechen und motorischer

(lesender) Einlösung als ineffektiv (wie die Tauschopfer des naiven Hans) – als ein bloß motorisch maschinelles Ablesen (zum Zwecke der Informationsbeschaffung und nicht zum Zwecke asymmetrischer Kommunikation) –, gelangt man zur Szenifikation jener traurigen Drehgestelle, die aus Stahlrohr gebogen ohne jede Attraktivität ineffektiv und uninspiriert die Spielplätze verunzieren. Vom traditionellen Karussell bleibt nur noch der nackte Drehimpuls. Spielen kann man hier nicht. Ein Karussell ohne mediale Inszenierung hat seinen Zweck allein in einem Korrelat militärischer Disziplinierung. Nicht das geringste Bild wird an diesen Stahlrohren lebendig und Kinder werden nicht froh. So müsste eigentlich der kleine Hans am Ende dastehen: als vandalismusresistentes Drehrohr, dem die Karussellgeschichte des Warentauschs gründlich ausgetrieben worden ist. Unterhaltungsindustrie dient der Arbeitertüchtigung? – So fragt man mit Adornos Vorbehalt. Kinderspiel als Gefängnishofgang.

Sieht man aber die ästhetisch reizvolleren, nicht nur auf den Affekt eines Schwindels abgestellten Karusselle, bemerkt man einen oszillierenden Tausch von sinnlicher (bildhafter) und motorischer Inszenierung, in welchem der Effekt den zirkulären Tausch überschreitet, indem er aus vorgeblich repetitiver Strategie körperlicher Ertüchtigung und Exerzitien mittels sensueller Versprechen und motorischer Befreiung einen akustisch und visuell illuminierten Theaterraum eröffnet. Diese Illusion ist schon – wie die kleine Münze – wert, in Umlauf gebracht zu werden. Die Kleinen reiten nicht nur in der Imagination, sondern wirklich auf den hölzernen Pferden, auch wenn das Karussell dort nur zu stehen kommt, wo sie vor ein paar Minuten aufgestiegen sind – das Glück der Heimkehr inklusive.

Die Zeichen des Vorspiels und die Materie des Körpers geraten in einen produktiven Widerstreit. Die Kinder *sind* Ritter, sie verkörpern sie und sie verteidigen, solange das Karussell sich dreht, ihre Rolle heldenhaft, Subjekt in doppelter psychischer Verfassung: „Wir können also nicht von einer Spaltung des Bewußtseins sprechen, wohl aber von einer *Spaltung der Psyche*.“⁷⁰ So gesehen, macht die Unterscheidung von Ernst und Spiel gar keinen Sinn; besser wäre es, vom Spiel als einer *gehemmten* Erfüllung derart zu sprechen, dass die Erfüllung die Hemmung *ist*. Von der Last der Dinge, die das Gold nicht aufwiegt, ist das Kind noch befreit, denn der Groschen, den es einsetzt, stammt von den Eltern. Sinnlich-lustvoll ist die Identifikation mit der Herrschaft und der Überdehnung der eigenen Kräfte im Rollenspiel eines Reiters,

⁷⁰ Freud/Breuer: *Studien über Hysterie*, S. 182.

Piloten oder Zugführers, der die Hand der Mutter verlässt, um ihre Aufsicht und sichere Rückkunft aber weiß. Nicht ein Klumpen Gold, sondern die Einsicht in die Notwendigkeit, dem Schwindel beizutreten, lässt alle sicheren Werte ebenfalls als Schwindel erscheinen. Den Schwindel zu negieren, hieße, noch nicht einmal den Schluck Wasser zu bekommen, mit dem Hans im Glück vor seiner Heimkehr den Durst löscht. Ihm weismachen zu wollen, er sei ein armer Tropf, dass er wegen dieses Wassers sein Lebenswerk den Tauschbetrügern und Schwindlern opfert, ist zu kurz gedacht, nämlich nur im Gedanken des Fortschritts – und zwar dem, man könnte sich einst aus dem Tauschgeschäft durch Hortung herausstehlen, es gar anhalten oder ohne Rest betreiben. Man sei schließlich gewieft genug, immer auf der Seite des Gewinners zu stehen. Schon; das aber ist auch Verlust, denn das Abenteuer des Neuen, Anderen, Exotischen bleibt verschlossen.

Vor dem Nutzen und Nachteil dieser historischen und nicht ökonomischen Denkweise hat Nietzsche nachdrücklich seine vom Fortschritt berauschten, deutschen Landsleute (nach den Ereignissen von 1871) gewarnt und zwar auf ganz andere Weise als Marx. Ersetzt man das Paradigma des Fortschritts durch das der Zirkulation – der ewigen Heimkehr –, erscheint es durchaus möglich, Hans glücklicher leben zu lassen als diejenigen, die sich von der Hortung des Kapitals einen Aufschub ohne Ende erhoffen und die Opfersphäre ebenso ausblenden wie die Verausgabung. Hans hat den Raum des Möglichen abgeschritten, dem Leben seine Freiheit gegeben und die Last der Dinge abgeschüttelt.

Die Frage, die uns in der Geschichte von HANS IM GLÜCK beschäftigt, ist die, ob es nicht im Spiel Effekte gibt, die vorzustellen oder zu imaginieren wir erst einmal gar nicht erwartet haben. Ob wir also erwarten sollen, dass unsere Erwartungen nicht nur nicht erfüllt, sondern auf ganz andere Weise in neuartige Affekte sich versetzen lassen? Wenn das der Fall ist, ist der Zirkel der bloßen Bedürfnisbefriedigung, die uns die Dummlichkeit des Verhaltens des kleinen Hans unterstellen lässt, durchbrochen. Nicht die Erfüllung einer Erwartung macht den Gewinn des Austauschs aus, sondern die *Überschreitung*.

Es gibt eine Ökonomie des Schwindels, die dafür sorgt, dass wir – je nach Training, Aufmerksamkeit und Umweltbeschaffenheit – Wirklichkeit als vom Körper ungetrennt empfinden und nicht als das Gegenüber eines Bildes. Wie in jeder Ökonomie hat die des Schwindels einen Rest. Der vorgeblich ohne Rest aufgehende Zyklus einer ewigen Wiederkehr, dem Ideal des Karussells, steht eine spiralförmige Dynamik entgegen. Für Kinder geht

es darum, die Grenzen des Ichs in der Erweiterung spürbar zu machen. Im Karussell kann das ein Steigerungseffekt sein. „Die Umkehrbarkeit (Reversibilität) der Gabe durch die Gegengabe, die Umkehrbarkeit des Tauschs durch das Opfer, die Umkehrbarkeit der Zeit durch den Zyklus“⁷¹ – alle diese Hoffnungsbilder scheitern an der Linearität der Zeit, das heißt an dem Tausch der Ereignisse, der immer nur Verluste bringt, wenn Erinnerung und Phantasie nicht zählen. Traum, Phantasie, Erinnerung – gehört das mir oder bin ich darin ein anderer? Erst wenn wir diese Andersheit der Aktualität opfern, beginnt der Schwindel pathologisch zu werden.

Christina von Braun ist in ihrem Text *VERSUCH ÜBER DEN SCHWINDEL* von einer drohenden Auflösung von Subjekt und Objekt ausgegangen, die entweder passiv vom Individuum erzeugt oder aktiv von ihm vermittelt wird. „Der wichtigste Unterschied zwischen dem Schwindel, der das Individuum *befüllt*, und dem Schwindel, den das Individuum *verübt*, besteht darin, daß der Mensch in einem Fall passiv, im anderen aktiv beteiligt ist.“⁷² Problematisch sind die vorgeschobene Setzung des Individuums als einer indifferenten Nullstelle und die polare Bewertung von Spiel (Gewinn) und Arbeit (Opfer). Wenn aber, wie im 19. Jahrhundert geschehen, die Organe des Körpers – seit Helmholtz‘ Erkenntnissen – sich als Objekte instrumentalisieren lassen, wo ist dann Subjektivität zu verorten? „Die Verflüssigung der Grenze zwischen Subjekt und Objekt“, wie mit Nietzsche diagnostiziert, endet in jenem Kontext, „wo es um den ‚Anderen‘ geht.“⁷³ Der Andere kann nicht geben, was man selbst nicht hat. Das verpflichtet zum gemeinsamen Spiel. Der wesentliche Effekt ist der *Versuch* einer Regelgemeinschaft zu begründen, die eine in den Fliehkräften auftretende Vereinzelung verhindert, indem die Tauschenden sich darüber einig sind, sich über sich selbst zu täuschen. Wenn genau dies thematisiert wird, reden wir in der Regel nicht mehr von einem Wirklichkeitsraum, sondern von einer raumzeitlichen Inszenierung, in der die Rollen der Akteure, der Zuschauer und der Beobachter erst einmal weder aktiv noch passiv verteilt sind.

⁷¹ Jean Baudrillard: *Der symbolische Tausch und der Tod*. München 1991, S. 8.

⁷² Christina von Braun: *Versuch über den Schwindel. Religion, Schrift, Bild, Geschlecht*. Zürich 2001, S. 16.

⁷³ Ebd., S. 20 u. S. 21.